

Aus: (Hg.) Gallmann, P. / Lehmann, Ch. / Lühr, R.:
Sprachliche Motivation - zur Interdependenz von Inhalt
und Ausdruck. Tübingen: Narr 2007, S. 81-103.

Wolf Peter Klein

Reflektierte Motivation. Überlegungen zu ihrer Rolle in Sprachgeschichte und Sprachwandel

1. Einführung: Das Problem der Motivation

Der linguistische Terminus *Motivation* (bzw. *Motiviertheit*) wird in der germanistischen Linguistik traditionell vor allem in der Wortbildungslehre genutzt. Anknüpfend an die einschlägigen theoretischen Klärungen Saussures zur *Beliebigkeit* (*Arbitrarität*) des sprachlichen Zeichens (1967: 79ff, 156ff), dient er dazu, die Struktur und Schöpfung von (neuen) Wortbildungen zu analysieren. Eine solche Untersuchungsperspektive kann zum einen als gegenstandskonstitutiv für die Wortbildungslehre genommen werden (zum Beispiel Fleischer/Barz 1995: Kap. 1.4), zum anderen aber auch nur am Rande eine eher untergeordnete Rolle spielen (zum Beispiel Eichinger 2000: 41). In allen Fällen wird damit die Frage thematisiert, warum die Wortbildungsprodukte genau die Form besitzen, die sie eben besitzen. So können dann unterschiedliche *Typen von Motivation* unterschieden werden (zum Beispiel phonetisch-phonemisch, figurativ, morphosemantisch); auch lässt sich eine Skala aufstellen, in der der *Grad der Motiviertheit* einer Bildung zwischen den beiden Polen der vollen Motiviertheit und der völligen Demotiviertheit eingeordnet werden kann (Fleischer/Barz 1995: 14f).

Bei den *Motivierungstypen* geht es im wesentlichen darum, die verschiedenen Strategien zu identifizieren, die Sprecher bei der kreativen Prägung neuer Wörter nutzen können bzw. tatsächlich benutzt haben. Auch wenn der Versuch, den Prozess der ursprünglichen Wortprägung in den Blick zu nehmen, natürlich meistens einen gewissen hypothetischen Charakter besitzt, heißt das nicht, dass hier eine unrealistische Perspektive verfolgt wird. Denn in der Struktur einer einmal geprägten Wortbildung sind oft noch deutliche Hinweise darauf präsent, welche (kognitiven) Prozesse bei ihrer Hervorbringung gewirkt haben müssen. Im Begriff der Motivation steckt also einerseits eine genetische, andererseits eine strukturelle Perspektive: genetisch, weil der Prozess der ersten Prägung einer bestimmten Wortbildung zur Debatte steht; strukturell, weil sich in der Form der

Wortprägung eine eigentümliche Struktur zeigt, die auch auf die Mechanismen ihrer ersten Hervorbringung zurückweist.

Motivationstypen lassen sich hinsichtlich der Sprecher auch als *Selektionsprozesse* verstehen. Wer einen bestimmten Motivationstyp nutzt, hätte auch einen anderen anwenden können.¹ Von daher liegt es nahe, von *konkurrierenden* Motivationen bzw. Bildungen zu sprechen. Zu einem gegebenen Zeitpunkt mag es beispielsweise die Konkurrenz der Ausdrücke *Hochschüler, Student, Studierende* geben. Gebraucht ein Sprecher (oder in letzter Instanz: die Sprachgemeinschaft) aber nun ganz überwiegend die Form *Studierende*, so kann man annehmen, dass der präferierte Ausdruck und die darin zum Tragen kommende Motivationsstrategie in der fraglichen Situation motivierter erscheinen als andere.

Mit dem *Grad der Motiviertheit* kann ferner näher bestimmt werden, inwiefern die Motivationsstrategien bei einem bereits geprägten Wort für die (späteren) Sprecher noch rekonstruierbar sind (= motiviert) oder nicht (= demotiviert, idiomatisiert). Denn die Prozesse der ursprünglichen Wortprägung aktualisieren sich zwar in der strukturellen Gestalt des Worts und kommen bei allen späteren Gebräuchen so weiterhin zum Tragen. Gleichwohl muss damit gerechnet werden, dass die skizzierten Beziehungen zwischen ursprünglicher Wortprägung, Wortstruktur und (aktuellem) Sprachgebrauch nicht auf absehbare Zeit stabil sind. So kann sich etwa die Wortform durch phonetischen Wandel verändern, somit auch die ursprüngliche Struktur undurchsichtiger werden und der veränderte Sprachgebrauch folglich nicht mehr von der ursprünglichen Motivation geprägt sein. Üblicherweise spricht man hier in Lichtmetaphern: die Motivation sei nicht mehr *durchsichtig* und habe beispielsweise *verdunkelte* Komposita zur Folge. So handelt es sich beispielsweise in der deutschen Gegenwartssprache bei *Kirmes* um ein intransparentes, opakes, dunkles Kompositum, dessen Struktur im Mittelhochdeutschen (*kirchmesse*) noch deutlich transparent und insofern für die Sprecher motiviert war.²

¹ Laut Weinrich (1993: 914) sind spontane Wortbildungen immer motiviert; demnach kommt in jeder Prägung eines neuen Worts eine bestimmte Motivationsstrategie zum Tragen.

² Was konkrete Untersuchungsperspektiven angeht, so lassen die skizzierten Zusammenhänge schon erkennen, dass sich mit dem Begriff Motivation bzw. Motiviertheit besonders gut Perspektiven verbinden lassen, in denen synchrone und diachrone Faktoren zusammenfließen. Von daher ist es auch kein Wunder, dass entsprechende Analysehorizonte und Begrifflichkeiten immer wieder in sprachhistorischen Unter-

Es ist nicht einzusehen, warum die erläuterten Analyseperspektiven üblicherweise allein auf die Wortbildung bezogen werden. Denn die angesprochenen Instanzen (kreativer, ursprünglicher Sprachprozess + daraus resultierende Sprachstruktur + daran anschließender Sprachgebrauch) finden sich ja nicht nur bei Wortbildungen, sondern sind allgemeine Existenzbedingungen von Sprache. Sprachanalytische Horizonte, die sich um den Terminus Motivation ranken, können also auch im Blick auf andere sprachliche Strukturen angesetzt werden. So gesehen lässt sich etwa durchaus sinnvoll nach der Motiviertheit phonetischer, flexionsmorphologischer und syntaktischer Gegebenheiten fragen.

Weitet man in dieser Art und Weise den Begriff der Motivation, so wird es allerdings noch nötiger als zuvor, sprach- und zeichentheoretisch genauer und konsistent zu umreißen, was genau der Terminus bedeutet. Eine solche Klärung liegt nun in der vorliegenden Publikation vor (Lehmann in diesem Band). Auf diesen weiten, aber sprachtheoretisch definierten Motivationsbegriff werde ich mich daher im Folgenden stützen, um meinen eigentlichen Gegenstand, nämlich *reflektierte Motivation* und ihre Rolle in Sprachgeschichte und Sprachwandel, näher zu umkreisen. Terminologisch sind dabei vor allem drei der bei Lehmann näher charakterisierten Motivationstypen aufzugreifen, nämlich die *Motivation durch Konvention* (motivation by convention, Kap. 5.2.), die *Motivation durch Similarität* (motivation by similarity, Kap. 5.4.) sowie die *Motivation durch Bezug auf andere Zeichen* (motivation by other signs, Kap. 5.5.).

Meine Skizze wird mit einem definitorischen Kapitel (Kap. 2) beginnen: Was ist reflektierte Motivation? Daran anknüpfend möchte ich einige illustrierende und methodologische Erläuterungen dazu anführen, wie sich reflektierte Motivation empirisch identifizieren lässt und dazu auch einige Beispiele anführen (Kap. 3). Insgesamt werde ich mich diesbezüglich hauptsächlich auf den Rahmen der deutschen Sprachgeschichte beziehen, gehe aber davon aus, dass in vielen anderen sprachlichen Kontexten ähnliche Befunde ermittelt werden könnten. Zuletzt (Kap. 4) sind Forschungsperspektiven anzudeuten, die deutlich machen sollen, dass und wie reflektierte Motivation einen fruchtbaren Gegenstand für weitere

suchungen auftauchen, allerdings nicht immer in allen terminologischen Fragen deckungsgleich. Das gilt insbesondere, wenn es um die Konkurrenz zwischen nativen und fremden Wortbestandteilen und Wortbildungen und die damit einhergehenden Selektionsprozesse geht, vgl. zum Beispiel Dillström 1999, im Überblick v. Polenz 1994 ff., Bd. 1, 36 ff. (theoretisch fundierend), Bd. 2: Kap. 5.5, Bd. 3 Kap. 6.7.

Projekte abgibt und bereits existierende Arbeiten und Gegenstandskonstitutionen der Linguistik aufgreift. In diesem Sinne versteht sich der Aufsatz insgesamt eher als Entwurf und Anregung für künftige Untersuchungen denn als Präsentation genuin neuer Ergebnisse.

2. Definition und Typologie: Was ist *reflektierte Motivation*?

Mit dem Begriff reflektierte Motivation möchte ich mich auf die Tatsache beziehen, dass Motivationsstrategien und die Motiviertheit sprachlicher Strukturen offensichtlich nicht nur reale Momente (objekt-) sprachlicher Entwicklungsprozesse darstellen, sondern dass diese Faktoren in einer Sprachgemeinschaft mehr oder weniger oft auch zum (metasprachlichen) Reflexionsgegenstand gemacht werden. Die Sprecher wenden die verschiedenen Motivationsstrategien also nicht nur (implizit, ohne unmittelbar steuerndes Bewusstsein) an, sondern sie machen sie in bestimmten Situationen auch bewusst zum Objekt ihres Nachdenkens über Sprache.³ Dies geschieht selbstverständlich längst nicht in jedem Sprachgebrauch, und sicher auch nicht bei jeder Prägung eines neuen Worts. Reflektierte Motivation ist in der Sprachwirklichkeit die Ausnahme, nie die Regel. Allerdings findet man sie vergleichsweise häufig in Situationen, in denen der Sprachgebrauch (und insofern auch der Gang der Sprachentwicklung) sozusagen am Scheideweg stehen könnte. Um welche Situationen handelt es sich?

Wie in der Einführung schon angedeutet, hängt die Existenz von Motiviertheit oft mit Selektionsprozessen zusammen. Dasselbe gilt, um einiges verschärft, auch für die Reflexion von Motiviertheit. Denn entsprechende Thematisierungen ergeben sich meistens in kommunikativen Konstellationen, in denen sich die Sprecher vor die Wahl konkurrierender Ausdrucksweisen gestellt sehen und diese Situation bewusst zu bewälti-

³ Wenn in diesem Sinne die metasprachlichen Aktivitäten der Sprecher als integrale Faktoren von Sprachwandel und Sprachgeschichte thematisiert werden sollen, so schließt eine solche Untersuchung an viele ähnliche Unternehmungen mit vergleichbarer Intention an, vgl. etwa generell, allerdings weitgehend ohne sprachhistorische Perspektive Antos 1996, speziell zur Herausbildung des Galicischen zum Beispiel Kabatek 1996.

gen versuchen.⁴ Dabei ist es ganz egal, ob die Sprecher sich selbst in eine solche Entscheidungssituation bugsieren oder ob sie von anderen – aus welchen Gründen auch immer – dahin getrieben werden. In allen Fällen handelt es sich um Kontexte, in denen reflektierte Motivation in der Sprachwirklichkeit relativ häufig auftaucht.

Auch wenn reflektierte Motivation nicht ausschließlich in derartigen Entscheidungssituationen beobachtet werden kann, so möchte ich mich im Folgenden zunächst auf diesen Punkt konzentrieren. Denn mit solchen Selektionsprozessen können sämtliche Aspekte reflektierter Motivation besonders deutlich und prägnant erläutert werden. Wer also im Moment nicht weiß, ob er A oder B sagen soll, wird darüber nachdenken und ggf. auch explizit darüber *raisonnieren*, was für oder gegen A, für oder gegen B spricht. Und was immer er am Ende tun wird, er wird – im weitesten Sinne – eine Motivation haben, warum er sich sprachlich gerade so und nicht anders verhält. Dabei kann die Ausgangslage solcher Reflexionen ganz unterschiedlich sein, in der Grundstruktur bleibt sie aber immer identisch: Es geht um die reflektierte Auswahl unter verschiedenen sprachlichen Möglichkeiten.

Die Spannbreite möglicher Ausgangslagen ist wie folgt zu skizzieren. Auf der einen Seite kann man sich einen einzelnen Sprecher vorstellen, der – beispielsweise beim Schreiben eines Briefs – über die Auswahl zwischen zwei syntaktischen Konstruktionen grübelt und sich dann am Ende für Variante A entscheidet, weil sie ihm in seiner Umgebung gebräuchlicher erscheint als Variante B. Seine Entscheidung rekurrierte also auf die Motivation durch Konvention. Ein anderer Sprecher könnte in einer ähnlichen Situation auf die Motivation durch Similarität zurückgreifen. Für ihn wäre also eine der beiden Varianten geeigneter für die Darstellung eines bestimmten Inhalts, weil die in Worte zu fassende Bedeutung sich in der bevorzugten Variante in den sprachlichen Zeichen selber widerspiegeln würde.

In beiden Fällen hätten wir sozusagen eine Mikro-Situation – ein Sprecher bei einem bestimmten Kommunikationsanlass –, in der sich reflektierte Motivation finden würde. So interessant eine solche isolierte Konstellation von Fall zu Fall sein mag, so wenig wäre sie freilich für die üblichen, an *allgemeinen* sprachlichen Entwicklungslinien orientierten

⁴ An diesem Punkt gibt es enge Beziehungen zwischen reflektierter Motivation und den sog. sprachlichen Zweifelsfällen, vgl. generell Klein 2003a sowie methodologisch Klein 2006.

Fragenhorizonte der Linguistik von Interesse. Es ist und bleibt erst einmal eben nicht mehr als ein sehr individueller Befund nicht nur eines einzelnen Sprechers, sondern sogar lediglich einer einzigen Kommunikationssituation eines einzelnen Sprechers.

Auf der anderen Seite sind Ausgangslagen denkbar, in denen eine gesamte Sprachgemeinschaft in wesentlichen oder zumindest repräsentativen Teilen fortlaufend mit konkurrierenden sprachlichen Formen konfrontiert ist und in diesem Zusammenhang immer wieder darüber reflektiert, welche der beiden Varianten sie denn nun (bzw. in Zukunft) nutzen soll. Eine solche Konstellation, also eine Makro-Situation, findet sich beispielsweise oft bei der Entstehung von Standardsprachen, in Sprachkontaktsituationen oder bei fachsprachlichen Terminologiefestlegungen. Bei der Entwicklung von Standardsprachen etwa müssen meistens aus bereits vorhandenen Varianten bestimmte Formen ausgewählt werden. Häufig konkurrieren in diesem Sinn etwa verschiedene Dialekte (A, B, C...). Reflektierte Motivation könnte sich dann etwa darin verkörpern, dass die Sprachgemeinschaft explizit den Dialekt B präferiert, weil er sich in bestimmten kommunikativen Kontexten schon gegenüber den anderen Dialekten durchgesetzt hat. In einem solchen Fall würde sich reflektierte Motivation also wiederum als die Entscheidung für eine Motivation durch Gebrauch verkörpern. Gleichzeitig könnten sich aber an bestimmten Punkten Motivationen durch den Bezug auf andere sprachliche Zeichen ergeben, beispielsweise wenn bei konkurrierenden Flexionsvarianten auf bestehende Paradigmen verwiesen wird und die dazu in Analogie stehende Variante als die motiviertere Form herausgehoben wird.

Es dürfte klar sein, dass die Begriffe Mikro- und Makro-Situation hier keine gegensätzlichen oder unvermittelbaren Inhalte bezeichnen. Jede Makro-Situation besteht letztlich aus vielen verschiedenen Mikro-Situationen, in denen sich reflektierte Motivation aktualisiert. Die beiden Dinge sind also auf einer Skala angeordnet, auf der unterschiedliche soziale und kommunikative Konstellationen denkbar sind. Besonders interessant wird es für die Linguistik jedoch dann, wenn sich in vielen Mikro-Situationen die Reflexion über Motivation in ähnlicher Weise strukturiert und so eine spezifische Makro-Situation entsteht. Dadurch kann sich eine Ausgangslage ergeben, die im Blick auf längerfristige sprachliche Prozesse einen gewissen steuernden Faktor darstellen könnte oder zumindest symptomatisch für bestimmte Veränderungen und Einschätzungen der Sprachgemeinschaft steht. Bevor ich im folgenden Kapitel auf dieser Linie

einige Beispiele diskutieren möchte, sind vorweg noch einige wichtige Aspekte reflektierter Motivation zu erläutern.

Die Inhalte reflektierter Motivation stehen in einer gewissen Nähe zum linguistischen Arbeiten. In beiden Fällen handelt es sich schließlich um eine metasprachliche Reflexionstätigkeit, in der gewisse Aussagen über sprachliche Formen und ihren Gebrauch getroffen werden. Bezüglich dieser Gleichgerichtetheit möchte ich aber im Rahmen der hier vorgestellten Perspektive ausdrücklich festhalten, dass reflektierte Motivation als ein Gegenstand *sui generis* behandelt werden muss. So ist es auch (zunächst) völlig gleichgültig, ob eine konkrete Behauptung von Motiviertheit im linguistischen Sinn korrekt oder an den Haaren herbei gezogen ist, ob sie sinnvoll oder sinnlos ist. Sofern es sich eindeutig um reflektierte Motivation handelt, kann sie in jedem Fall zum Gegenstand einer linguistischen Analyse gemacht werden. Denn es handelt sich um eine sprachbezogene Tätigkeit, die als solche einen (sozio-) linguistischen Gegenstand abgibt und die darüber hinaus konkrete Auswirkungen auf die Sprechertätigkeit des einzelnen Sprechers und der gesamten Sprachgemeinschaft, also auch das Sprachsystem, besitzen kann.

Reflektierte Motivation wird für die Linguistik also nicht dadurch uninteressant, dass in ihr möglicherweise fragwürdige Behauptungen aufgestellt werden oder schlicht Unwahres verbreitet wird, eher im Gegenteil. Nicht nur darin gibt es enge Beziehungen zu demjenigen Sprachentwicklungspotential, für das traditionell der Begriff Volksetymologie steht.⁵ Erst in einem zweiten Schritt kann gegebenenfalls danach gefragt werden, ob der jeweilige Reflexionsgehalt in linguistischer Sicht Bestand hat oder nicht. Kurzum: Wenn es denn Aufgabe der Linguistik ist, das sprachliche Wissen der Sprecher zu untersuchen, so gilt das auch für ihre metasprachlichen Motivationsstrategien, zunächst ganz unabhängig von der Frage, ob in ihnen Sprache angemessen oder unangemessen, korrekt oder unkorrekt reflektiert wird.

Darüber hinaus ist festzuhalten, dass in einer gegebenen sprachlichen Entscheidungssituation auch oft mehrere Motivationslinien gleichzeitig präsent sein können. So kann beispielsweise für die eine Variante in einer Konkurrenzsituation sowohl Motivation durch Gebrauch als auch Motivation durch Bezug auf andere Zeichen angeführt werden. In der Reflexion von Motiviertheit schließen sich also die verschiedenen Typen nicht

⁵ „Sekundäre Motivation“ wird als ein konstitutives Moment von Volksetymologie gesehen, vgl. Olschansky 1996: v.a. Kap. 2.4.

gegenseitig aus. Vielmehr wird man immer wieder beobachten können, dass die Sprecher mehrere Strategien gleichzeitig, möglicherweise auch hierarchisiert ins Spiel bringen. Sogar gegenläufige Motivationsstrategien in einer gegebenen Situation sind prinzipiell durchaus denkbar.

3. Methodologisches und Beispiele

Reflektierte Motivation findet sich – das ist einigermaßen trivial – in Reflexionen. Schon weniger trivial ist der Umstand, dass man zu Reflexionen niemals einen unmittelbaren Zugang besitzt. Insofern ist es dringlich, sich über Wege zur Identifikation und Analyse von Reflexionen zu verständigen, in denen Motivationsstrategien im hier interessierenden Sinne thematisiert werden.

In *metasprachlichen Diskursdaten* können sich entsprechende Reflexionen verkörpern. Reflektierte Motivation wird uns also zugänglich in (mündlichen oder schriftlichen) Texten, in denen – zumindest an bestimmten Stellen – ausdrücklich darüber gesprochen oder geschrieben wird, inwiefern der Sprecher/Schreiber bestimmte sprachliche Formen als mehr oder weniger motiviert empfindet. In Selektionsprozessen äußern sich solche Reflexionen – wie bereits ausgeführt – insofern, als der Sprecher/Schreiber angesichts von (zwei, drei ...) Varianten die Gründe für seine Auswahl der Variante X explizit thematisiert. In dieser Allgemeinheit ist sprachhistorisch an eine Vielzahl von Quellen zu denken, in denen reflektierte Motivation auftaucht. Zunächst kann man an die gesamte sprachthematizierende Literatur denken, in der eine entsprechende Ausgangslage existiert. Dazu gehören in älterer Zeit grammatische, sprachtheoretische und sprachphilosophische Schriften mit einem (explizit oder implizit) normierenden Zugriff auf sprachliche Daten, in der Antike zum Beispiel im Zusammenhang mit der Debatte zwischen Analogisten und Anomalisten (Siebenborn 1976), in der Gegenwart zum Beispiel viele sprachkritische Texte der öffentlichen Sprachdiskussion.⁶ Auch bei der Entstehung und Tradierung von Fachsprachen hat es immer wieder entsprechende Reflexionen gegeben, insbesondere dann, wenn angesichts möglicher Varianten die Selektion eines bestimmten Terminus begründet werden sollte.

Im Kontext der deutschen Sprachgeschichte sind die verschiedenen Normierungsdiskussionen bei der Herausbildung der deutschen Stan-

⁶ Vgl. im Moment beispielsweise Sick 2004, ders. 2005.

dardsprache einschlägig.⁷ Wo auch immer Momente von (linguistischer, sprachthematisierender) Präskriptivität identifizierbar sind, muss mit der Existenz reflektierter Motivation gerechnet werden. Das kann auch die Vorreden in frühneuzeitlichen grammatischen Werken betreffen (Donhauser 1986), ist aber in der moderneren sprachwissenschaftlichen oder zumindest quasi-sprachwissenschaftlichen Literatur (Stichpunkt: DUDEN-Publikationen) durchaus noch möglich (Klein 2004b).

Zur Illustration möchte ich zunächst zwei Beispiele aus dem 18. Jahrhundert anführen. Carl Friedrich Aichinger formulierte in seinem *Versuch einer teutschen Sprachlehre* eine Empfehlung zu den damals recht gebräuchlichen sog. afiniten Nebensätzen, also den subordinierten Sätzen, in denen zwar ein Partizip, aber keine zugeordnete finite Verbform existiert (Typ: *So er nach Hause gekommen [ø], legte er sich sofort ins Bett.*):

„Die Hülfswörter *haben* und *seyn* pflegt man zwar oft wegzulassen: es ist aber besser gethan, so man sie fleissig hinzu setzet, weil sonst die tempora und uoces nicht zu unterscheiden sind, und weil es überhaupts nicht zierlich lautet. Z.B. da er *verdrocknet*. Was ist das? Ists das praesens oder perfectum? Ists das perfectum oder plusquamperfectum neutrius oder activi? Ein Mensch, der *gestohlen*. Seit dem sie *geböhren*.“ (Aichinger, *Versuch einer teutschen Sprachlehre* (1754: 438) (zit. nach Konopka 1996: 141); zum sprachtheoretischen Horizont genauer Poppe 1982: bes. 3.9)

Dem Zitat ist deutlich zu entnehmen, dass Aichinger sich vor die Wahl gestellt sieht: Einerseits findet sich in seiner Sprachwirklichkeit die fragliche Konstruktion in „vollständiger“ Form, andererseits werden in ihr nicht selten die finiten Formen „weggelassen“. Angesichts dieser Varianz bezieht er Stellung und trägt eine Argumentation vor, die als reflektierte Motivation interpretiert werden kann. Demnach sieht er in der bevorzugten Form eine größere Deutlichkeit und Klarheit des Kommunikationsinhalts verwirklicht. Referenziell, also in Bezug auf den zu versprachlichenden Inhalt, ist sie sozusagen plausibler verankert als die konkurrierende Variante, in der in seiner Sicht Sprache und Welt undeutlicher einander zugeordnet werden. Aichingers Reflexion von Motivation setzt also an einem morphosemantischen Ansatzpunkt an. Im Lehmannschen

⁷ Vgl. für die grammatisch-syntaktische Dimension immer noch sehr lesenswert Jelinek 1913/1916, Erben 1989, ferner für das 18. Jahrhundert Konopka 1996, Jakob 1999, zur Flexionsmorphologie zum Beispiel Habermann 1997, im größeren Zusammenhang für das 16. und 17. Jahrhundert Josten 1976 sowie insgesamt auch unten Fußnote 13.

Sinne wäre dies – mit einer gewissen Modifikation – als Motivation durch Similarität zu kategorisieren.

Aichingers Reflexionen zur sprachlichen Motiviertheit stützen sich allerdings längst nicht immer auf ein solches Konzept. An einer anderen Stelle bevorzugt er beispielsweise eindeutig eine Motivation durch Bezug auf andere Zeichen, indem er eine Entscheidung auf flexionsmorphologischem Feld mit einer Analogiebildung begründet, dies auch in Abgrenzung gegen eine Motivation durch Gebrauch:

„Du läuffest, säuffst, kömmst muß ich der Analogie wegen recht sprechen: ob gleich wir in unsern Gegenden sprechen: lauffest, sauffest, kommest.“ (Aichinger, *Versuch einer teutschen Sprachlehre* (1754: 305f) nach Poppe 1982: 140)

Neben diesem sozusagen traditionell-normierungstechnischen Strang der Reflexion über Motivation möchte ich in illustrierender Absicht auf einen weiteren umfangreichen Komplex hinweisen, in dem reflektierte Motivation relativ häufig zu finden ist. Er steht zwar im Zusammenhang mit der gerade angesprochenen Überlieferung, hat aber mit der Zeit eine gewisse Eigendynamik entwickelt, die ihn von eher theoretisch-wissenschaftlichen Ansatzpunkten abhebt. Ich meine den gesamten sprachdidaktischen, teilweise auch sprachkritischen oder sprachpflegerischen Diskurs, in dem das Deutsche, vor allem im Zuge der Schul- und Universitätsausbildung, zu einer mehr oder weniger stark explizit normierten Standardsprache erhoben werden sollte. Dieser metasprachliche Diskussionszusammenhang kann zum Beispiel in schulischen Lehr- und Übungsbüchern ebenso zum Tragen kommen wie im konkreten Unterrichtsgespräch oder auch in Beiträgen von Tageszeitungen oder anderen Medien der öffentlichen Sprachdebatte. Zu dieser recht umfangreichen Tradition existieren bisher noch kaum empirische Untersuchungen, in denen ihr spezifisches sprachliches Reflexionspotenzial genauer und systematischer erhoben worden wäre. Der Komplex verkörpert sich auch oft in einem Gesprächs- und Textzusammenhang, den ich als Fehlerdiskurs bezeichnen und kurz näher charakterisieren möchte.⁸

In jedem Fehlerdiskurs stehen – schon rein logisch – immer zwei Varianten zur Debatte: 1. die als Fehler etikettierte Variante und 2. diejenige, die nach Ansicht der Diskursteilnehmer die richtige Variante sein soll. Man kann demnach davon ausgehen, dass in Fehlerdiskursen potentiell

⁸ Leider sind die Anregungen zur Entwicklung einer regelrechten „Fehlerlinguistik“ (Cherubim (Hg.) 1980) bisher kaum weiter ausgebaut, geschweige denn empirisch-sprachhistorisch fruchtbar ausformuliert worden.

auch reflektierte Motivation zu finden ist, da hier gewisse Strategien und Argumentationsmuster zum Tragen kommen, durch die „falsche“ Varianten (= „Fehler“) von den richtigen unterschieden werden sollen. Angesichts einer solchen Ausgangslage möchte ich hier von *negativer Motiviertheit* sprechen. Denn die Sprachreflexion zielt in diesem Fall vor allem darauf, die mutmaßlich falsche Variante gegenüber der richtigen als unmotiviert zu erweisen. Mit dem Begriff der negativen Motiviertheit beziehe ich mich also auf diejenigen metasprachlichen Aktivitäten, mit denen in Fehlerdiskursen bestimmte Varianten als falsch, unbegründet, eben als negativ motiviert gebrandmarkt werden sollen. Dazu nur ein Beispiel aus einem seit der Antike immer wieder aufgegriffenen Sachbereich, nämlich dem der sog. Tautologien bzw. Pleonasmen:

„(...) beruht ein anderer Fehler auf dem Streben nach Breite und Wortreichtum: der Fehler, einen Begriff doppelt oder gar dreifach auszudrücken. Man bezeichnet ihn mit Ausdrücken der griechischen Grammatik als Tautologie (Dasselbesagung) oder Pleonasmus (Überfluß). In den seltensten Fällen will man durch die Verdopplung etwa den Begriff verstärken, gewöhnlich fällt man aus bloßer Gedankenlosigkeit hinein. Zu den üblichsten Tautologien gehören: *bereits schon, ich pflege gewöhnlich, einander gegenseitig oder gar sich einander gegenseitig.*“ (vgl. auch *rückvergüten, loslösen, voll füllen, Rückerinnerung, einzigste, größtmöglichst*) (Wustmann 1903: 283ff, siehe auch ebd. 42)

Auch in anderen sprachreflexiven Texten mit relativ breiter öffentlicher Reichweite finden sich, insbesondere seit der hochgradig sozial aufgeladenen Sprachdebatte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, immer wieder entsprechende Stellungnahmen.⁹ Aus dem angeführten Zitat lässt sich schließen, dass die negative Bewertung der fraglichen Varianten in einer bestimmten sprachtheoretischen Voraussetzung wurzelt. Demnach gibt es relativ stabile sprachliche Einheiten mit einer fest umrissenen Bedeutung, die in einer Äußerung (Satz, Derivation/Komposition) nicht miteinander verquickt werden sollen, weil sie mutmaßlich denselben referenzsemantischen Gehalt transportieren und insofern „eigentlich“ überflüssig sind. Es ist erstaunlich, dass in dieser und vergleichbaren Reflexionen andersartige Motivationen für derartige Formulierungen offensichtlich nicht in den Blick kommen. Die Sprecher scheinen hier in einem bestimmten referenzsemantischen, über Repräsentation definierten

⁹ Vgl. für den deutschen Kontext zum Beispiel Sanders 1908:291-293, Andresen 1923:156-166, Engel 1929:135, 337, Matthias 1930:432-434, zum sprachsoziologischen Kontext Klein 2003b.

Bild der Sprache gefangen zu sein, das ihnen immer wieder Evidenzen für negative Motivation liefert. Sie finden keinen Zugang zu Motivationsformen, die nicht in einer irgendwie gearteten Abbildungsbeziehung zwischen Sprache und Wirklichkeit verankert sind und in linguistischer Sicht gerade als Ursachen für die Entstehung der fraglichen Formulierungen gelten müssen (Lehmann 2005: bes. Kap. 2.4.). Die Bewertung der „pleonastisch-tautologischen“ Formulierungen zeigt, wie unterschiedlich die linguistische und die alltagstheoretische Einschätzung von Motiviertheit sein können, insbesondere dann, wenn es um die Identifikation mutmaßlicher sprachlicher Fehler geht.

Zuletzt soll noch kurz ein fachsprachlicher Kontext beleuchtet werden, in dem seit altersher reflektierte Motivation zu finden ist. Ausgehend von den einschlägigen antiken Fachtexten wurde in vormoderner Zeit immer wieder darüber nachgedacht und textlich kodifiziert, warum natürliche (oder andere wissenschaftsrelevante) Gattungen so heißen, wie sie heißen. Insbesondere in Sachbereichen, in denen eine taxonomische Übersicht zum empirischen Handwerkszeug der Wissenschaft gehört, verbanden sich in den einführenden, aber auch den fortgeschrittenen Fachschriften Sachdiskussionen oft mit Sprachdiskussionen. Man findet sie hauptsächlich in den einleitenden Abschnitten derjenigen Werke, in denen nach Art eines Handbuchs der gesamte Objektbereich einer Wissenschaft (bzw. früher auch: *ars / Kunst*) umrissen und klassifiziert wurde. Gelegentlich konnten sie sich zu regelrechten sprachorientierten Sammlungen verdichten. Insgesamt sind von dieser Verbindung von Sprach- und Sachreflexion beispielsweise die Medizin (Körperteil-, Krankheitsbezeichnungen), die Biologie (Pflanzen-, Tierbezeichnungen), die Metallurgie (Bezeichnungen für Gesteinsarten, Metalle), die Astronomie (Bezeichnungen für Himmelskörper) die Meteorologie (Bezeichnungen für Wettererscheinungen), die Grammatik (Bezeichnungen für Wortarten, syntaktische Kategorien) sowie die Geographie (Bezeichnungen für Dörfer, Städte, Landstriche, Länder) betroffen. Für den christlichen Kontext verkörpern auf diesem Feld die sog. *Etymologien* des spätantiken Autors Isidor von Sevilla eine maßgebliche, auch didaktisch und mnemotechnisch immer wieder ausgeschlachtete Quelle der Vereinigung von Sach- und Sprachwissen. Darin wird auf breiter Basis und mit suggestiver Darstellung expliziert, dass und wie die fachsprachlichen sowie die relevanten gemeinsprachlichen (lateinisch-griechischen) Termini als motiviert anzusehen sind. Im Zuge des Renaissancehumanismus und der mit ihm einhergehenden polyglotten Ausrichtung der Wissenschaften ergab sich

daraus in der frühen Neuzeit die Tatsache, dass zu jeder wissenschaftlichen Darstellung sozusagen ein gewisser Anteil von Fachsprachenforschung gehörte (Klein 2004a). Es ist als Schwundstufe dieser alten sprachbewussten Traditionen anzusehen, dass in vielen wissenschaftlichen Fachwörterbüchern heute noch oft (rudimentäre) etymologische Angaben zu den dokumentierten Termini zu finden sind.

Auch wenn im deutschsprachigen Kontext schon im Hochmittelalter entsprechende Belege nachweisbar sind, etwa im *Buch der Natur* von Konrad v. Megenberg,¹⁰ so verstärkte sich diese sprachreflexive Komponente besonders seit dem 16. Jahrhundert und zwar speziell im Übergangsfeld von gelehrter und volkssprachlicher Tradition. Denn hier musste man mehr und mehr die (dialektale und europäische) Vielfalt der überlieferten Bezeichnungen für natürliche Phänomene zur Kenntnis nehmen. Folglich verstand man es immer wieder als wichtige, sozusagen wissenschaftstheoretische Aufgabe, die verschiedenen Motivationstypen der kursierenden Bezeichnungen ins Blickfeld zu rücken. Dabei spielte es zunächst kaum eine Rolle, welche der verschiedenen (ggf. konkurrierenden) Bezeichnungen denn nun im fachsprachlichen Kontext bevorzugt werden sollte. Man sammelte einfach die (irgendwo) gebräuchlichen Wörter für natürliche Gattungen und verwandte Referenzbereiche, um ihre sprachliche Präsenz umfassend wissenschaftlich zu dokumentieren und auf den Begriff zu bringen. In diesem Sinne listete zum Beispiel Leonhard Fuchs in seinem Kräuterbuch zu jedem einzelnen Kraut zunächst seine verschiedenen „Namen“ auf und erläuterte von Fall zu Fall genauer, warum denn die jeweilige Pflanze so hieß, wie sie hieß.¹¹ Um nur ein einziges Beispiel unter fast unzähligen anderen zu zitieren:

¹⁰ Vgl. zum Beispiel „Coturnix oder quistula haizt ain wahtel und haizt in kriechisch ortigia, dar umb, daz die vogel des êrsten gesehen wurden in ainer inseln, diu haizt Ortigia. er haizt auch ortigometa.“ (Konrad v. Megenberg, *Buch der Natur* (Hg.) Pfeiffer, 182).

¹¹ Dies war in Grenzen durchaus frühneuzeitliches Gemeingut und kann bei vielen anderen Autoren in ähnlicher Art und Weise beobachtet werden, vgl. dafür am Beispiel von Konrad Gesner zum Beispiel Friedrich 1995: 91ff sowie Harms 1989. In diesem Zusammenhang ergeben sich dann auch – sozusagen natürlicherweise – die Ursprünge der deutschen Dialektologie und der vergleichenden Sprachbetrachtung vgl. v.a. den „Nomenclator Germanicus [= Teutsche nammen der Fischen vnd Wasserthieren]“ in Gesner 1556 sowie die Arbeit seines Kollegen zum Sprachvergleich Gelenius 1537.

„Melissen nent man auch Honigblum. Bey den Griechen würdt sie Melisso-phyllon oder Meliphyllon / zu Latein Apiastrum und Citrago / in den Apoteken Melissa geheysen. Dise namen aber alle hat sie überkommen darumb das die Immen oder Bynen ein sondere lieb unnd begird zu disem kraut haben / und das honig darauß saugen.“ (Fuchs 1543: Cap. CXC; vgl. dazu Marzell: 1943ff, s.v. *Melissa officinalis*).

Aus dem Zitat geht hervor, dass und wie in derartigen terminologiebewussten Zusammenhängen bestimmte Formen reflektierter Motivation angesprochen und kultiviert wurden. Sie bezieht sich vor allem auf die Reflexion von Wortbildungen (Komposition, Derivation), aus deren einzelnen Bestandteilen im Zusammenhang die jeweilige Bedeutung abgeleitet wird. Nach Ansicht der Sprecher gilt demnach in fachsprachlichen Zusammenhängen zweifellos ein kompositionelles morphosemantisches Prinzip, das als Quelle von Motivation gedeutet wird.

In diesem Kapitel sollte ein Eindruck davon vermittelt werden, in welchen Diskursdomänen sich aus welchen Gründen relativ häufig Befunde für die Reflexion von sprachlicher Motiviertheit ergeben und in welchen Quellentraditionen diese Vorkommen beispielsweise untersucht werden können. Es war noch nicht einmal ansatzweise beabsichtigt, die sprachhistorisch existierenden Formen systematisch zu typologisieren, geschweige denn die gesamte sprachhistorische Breite reflektierter Motivation vollständig zu erfassen. Dafür ist dieses Feld viel zu umfangreich, die Kommunikationskontexte zu heterogen und die Reflexionsformen zu vielgestaltig. Freilich sollte zumindest in groben Zügen und an einschlägigen Beispielen angedeutet werden, inwiefern die explizite Reflexion sprachlicher Motivationsstrukturen Gegenstand sprachhistorischer Forschung sein kann.

Dabei dürfte auch deutlich geworden sein, dass in derartigen Untersuchungen immer auch eine gewisse Interpretationsarbeit verrichtet werden muss. Denn natürlich formulieren die Sprecher ihre metasprachlichen Reflexionen normalerweise nicht in Termini, die unmittelbar eine einfache linguistische Analyse der anzusetzenden Faktoren ermöglichen würden. Stattdessen muss aus dem Kontext der jeweiligen Äußerung – möglichst auch in Kenntnis der historischen Begleitumstände – bis zu einem gewissen Grad *erschlossen* werden, ob und, wenn ja, inwiefern eine bestimmte Äußerung als Zeugnis für reflektierte Motivation gelten kann. Wer reflektierte Motivation sprachhistorisch thematisieren möchte, sollte also über die Fähigkeit verfügen, entsprechende metasprachliche Reflexionen auch in älteren Texten und Formulierungen zu erkennen und ange-

messen interpretieren, die nicht immer direkt auf heutige Sprechweisen und Reflexionskontexte abbildbar sind.

Zur weiteren Schärfung der Forschungsperspektive möchte ich im letzten Kapitel noch etwas näher beleuchten, wie sich derartige Forschungsperspektiven in den Rahmen der Sprachwandelforschung einordnen lassen.

4. Ausblick

In der modernen Sprachwandelforschung existiert ein Diskussionspunkt, der in vielen Arbeiten berührt und in manchen Zusammenhängen ausdrücklich zu einer wesentlichen Frage gemacht wird. Ich meine das Problem, welche Rolle eigentlich (sprachbezogene) Intentionen im Prozess des Sprachwandels spielen. Um das fragliche Feld und seine Relevanz für reflektierte Motivation abzustecken, lässt sich hier folgendes Spektrum ansetzen.

Auf der einen Seite existiert eine einflussreiche Theorie des Sprachwandels, in der auf die Sprache gerichteten Intentionen faktisch keine Bedeutung zugesprochen wird (Keller 1994). Für Keller ist Sprachwandel ein sog. Prozess der unsichtbaren Hand. Darin sind zwar Intentionen der Sprecher involviert. Sie sind allerdings immer mit den unmittelbaren Kommunikationsabsichten und -inhalten verbunden. Üblicherweise haben diese nichts mit Sprache zu tun. Metasprachliche, also auf die Sprache als Kommunikationsmedium gerichtete Intentionen geben in dieser Theorie keinen nennenswerten Faktor des Sprachwandels ab. Entwicklungsformen der Sprache resultieren demnach nicht aus Prozessen, in denen die Sprecher ihre Kommunikationsmittel explizit und direkt thematisieren würden. Auf dieser Linie gehen viele Sprachwissenschaftler der Gegenwart – mit oder ohne Berücksichtigung der Theorie Kellers – davon aus, dass Intentionen im genannten Sinne für die Erforschung von Sprachwandel und Sprachgeschichte höchstens eine untergeordnete Rolle spielen und daher bei der Grundlegung einer Theorie des Sprachwandels faktisch vernachlässigt werden können.¹²

Auf der anderen Seite gibt es eine vergleichsweise lange Tradition, in der auf die Sprache gerichtete Intentionen sehr wohl als ein wesentlicher Faktor in Sprachgeschichte und Sprachwandel betrachtet werden. Im germanistischen Kontext finden sich beispielsweise in so gut wie jeder

¹² Vgl. dazu für den germanistischen Kontext jetzt auch Nübling u.a. 2006.

sprachgeschichtlichen Überblicksdarstellung Informationen zur grammatisch-orthographischen („sprachpflegerischen“, „sprachkultivierenden“) Reflexions- und Normierungsgeschichte des Deutschen. Das betrifft vornehmlich die Grammatiko- und Lexikographen des 16. bis 19. Jahrhunderts sowie die verschiedenen Sprachgesellschaften und verwandten gesellschaftlichen Formationen. Alle diese Arten von „Spracharbeit“ (Hundt 2000) tauchen in sprachhistorischen Kontexten auf, weil man ihnen offensichtlich eine mehr oder weniger wichtige Rolle in der jüngeren deutschen Sprachgeschichte zuschreibt, insbesondere im Zusammenhang mit der Entstehung der deutschen Standardsprache der Gegenwart.¹³ Freilich hat es dazu auch immer wieder kritische Einwürfe gegeben. Darin wurde beispielsweise moniert, dass die traditionell hoch veranschlagte Rolle der frühen Grammatiker für die Entwicklung der deutschen Standardsprache im Detail keineswegs materialiter belegt ist (Bergmann 1982) und die sprachkritischen Interventionen des 19. Jahrhunderts im großen und ganzen doch recht wirkungslos geblieben sind (Lühr 1992). Im Kontext anderer Sprachen entspricht der germanistischen Beachtung von Intentionen die Tatsache, dass Begriffe wie *Sprachplanung* (*language planning*), *Sprachstandardisierung* (*language standardization*) und *Sprachnormierung* durchaus in linguistischen Texten gebräuchlich sind und offensichtlich für nötig gehalten werden, um wichtige Momente der Sprachentwicklung ansprechen zu können (zum Beispiel Trask 1996: chap. 11.5., Hock/Joseph 1996: chap. 10.5). Programmatisch verdichten sich derartige Perspektiven sogar gelegentlich zu einer Theorie der Sprachkultur, in der ausdrücklich die „bewusste Entscheidung“ in Sprachfragen zu einem wesentlichen Merkmal der Sprachentwicklung erhoben wird, also sprachbezogene Intentionen eine herausgehobene Funktion erfüllen (sollen) (zum Beispiel zuletzt Janich 2004, bes. Kap. 3.3.2).¹⁴

Angesichts der geschilderten Spannung ist es wohl kein Wunder, dass in größer angelegten Projekten zur Sprachwandelforschung die Rolle der

¹³ Vgl. zum Beispiel Schmidt 2004, Kap. 1.5.3., 1.6.1.-1.6.2., v. Polenz 1994ff: Bd. 2, Kap. 5.5.-5.7., Bd. 3, Kap. 6.6.-6.8., Wells 1990: Kap. VIII, Brundin 2004, Kap. 6-8.

¹⁴ Allerdings ist bei Janich nicht immer ganz klar, ob ihre Stellungnahme einen Empfehlungscharakter besitzt, also für die aktive Profilierung eines bestimmten Typs von Sprachkultur eintritt, oder lediglich eine deskriptiv-konstatierende Funktion erfüllt. In beiden Fällen würde ihre Position freilich dafür stehen, sprachbezogenen Intentionen eine wesentlich größere Bedeutung zuzusprechen als die oben erwähnte Theorie Kellers.

Intentionen nicht einheitlich erfasst wird und sogar zu grundsätzlich unterschiedlichen Perspektivierungen führen kann. Hier sei nur auf eine entsprechende Unternehmung aus den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hingewiesen, die im Ruhrgebiet (Essen, Duisburg, Bochum) und in Berlin durchgeführt wurde. Dort hatte man sich zum Ziel gesetzt, eine umfassende Theorie des Sprachwandels („Prinzipien“) zu entwickeln. In der Frage allerdings, wie Intentionen darin integriert werden sollten, konnte man sich nicht einigen (Unterbeck 1994, bes. Kap. 4.2.). Im Berliner Modell wurde ihre Rolle dichotomisch bestimmt. Alle Typen von Sprachwandelphänomenen lassen sich grundsätzlich in zwei Klassen teilen: diejenige, bei der Intentionen beteiligt sind, und diejenige, bei der Intentionen keine Rolle spielen (ebd. 16ff). Im Essener Modell dagegen nahm man eine Skala bei der Integration von Intentionen an. Bei manchen Sprachwandelvorgängen sind Intentionen eher wenig beteiligt, bei anderen eher mehr, bei manchen gar stark und dominierend (ebd. 25 ff.).

In summa: es besteht in der Forschung keine Einigkeit in der Frage der Einschätzung von Intentionen für Prozesse des Sprachwandels und der Sprachentwicklung. Unklar ist infolgedessen, welche Rolle Intentionen bei der Modellierung von Sprachwandel- und Sprachentwicklungsvorgängen spielen sollten.

Mit dem Begriff der reflektierten Motivation könnte man auf dem geschilderten Feld neue Erkenntnisse ermitteln. Denn insofern mit diesem Konzept aus sprachhistorischen Entwicklungsverläufen eine relevante Teilmenge von Intentionen herausgegriffen wird, nämlich die sprachbezogenen, ließen sich zum erwähnten Problemkomplex viele Fakten genauer in den Blick nehmen und sprachwandeltheoretisch auswerten. In diesem Sinne möchte ich abschließend einige – zugegebenermaßen recht weitgreifende – Perspektiven andeuten, indem ich für verschiedene, bisher noch unzureichend thematisierte Sachbereiche einige Leitfragen inklusive Erläuterungen formuliere. Es sei freilich ausdrücklich eingeräumt, dass hier zwar einige Forschungsbezirke per Fragestellung differenziert werden, freilich viele verschiedene Querverbindungen zwischen den angesprochenen Komplexen existieren. Insbesondere sei bei der Untersuchung reflektierter Motivation auf die Möglichkeit der fruchtbaren Integration von sozio- und systemlinguistischen Zugängen hingewiesen:

1. Welche (Text-) Traditionen und Typen reflektierter Motivation lassen sich in welchen Kommunikationsdomänen und bezüglich welcher sprachlicher Ebenen bzw. Einheiten in einer bestimmten einzelsprachlichen Geschichte ausmachen?

Es ist beispielsweise davon auszugehen, dass der Typ „reflektierte Motivation durch Bezug auf andere sprachliche Zeichen“ sowohl in (flextions-)morphologischen als auch in syntaktischen Fragen oft beobachtet werden kann. Der Typ „reflektierte Motivation durch Bezug auf den Gebrauch“ ist demgegenüber weniger auf eine bestimmte Systemebene festgelegt. Was die unterschiedlichen Kommunikationsdomänen angeht, wird reflektierte Motivation sicher häufig an schriftsprachliche Kontexte und die dort wirkenden Kräfte gebunden sein, insbesondere natürlich in didaktischen und sprachkultivierenden Zusammenhängen. Darüber hinaus ist aber auch an literarische Konstellationen zu denken. Weitgehend offen scheint mir die Frage zu sein, ob reflektierte Motivation auch in gesprochener Sprache in relevantem Ausmaß beobachtet werden kann und welche (kommunikativ funktionale) Rolle sie dort, vielleicht in Kontrast zu schriftsprachlichen Kontexten, spielen könnte. Möglicherweise können überdies bestimmten Kommunikationsdomänen sowie bestimmten sprachlichen Systemebenen jeweils dominierende Reflexionstypen zugeordnet werden. Zu prüfen ist ferner, inwiefern sich in bestimmten Reflexionsformen gegebenenfalls bestimmte sozialsymbolische und sozialdistinktive Strategien verkörpern. Das wird zum Beispiel für viele Situationen des Sprachkontakts gelten, etwa mit den klassischen Gelehrtensprachen (Latein, Griechisch), da den Könnern dieser Sprachen ein erheblich größeres Reflexionspotential von sprachlicher Motivation zur Verfügung steht als den Unkundigen. Im Blick auf den Ursprung spezifischer Reflexionsmuster muss ferner erörtert werden, inwiefern sie unter Umständen bis auf antik-mittelalterliche Texte zurückgeführt werden können, auch wenn man in späteren Zeiten nicht immer ausdrücklich auf diese Ursprünge zurückkommt. Von Interesse sind zuletzt auch die (alltagstheoretischen) Hintergrundvorstellungen zur Bestimmung von Sprache und Sprachlichkeit, die von den Sprechern angenommen werden und immer wieder die Realisierung bestimmter Reflexionstypen nach sich ziehen.

2. Inwiefern werden übergreifende Wandelprozesse einer Sprache in reflektierter Motivation erfasst?

Für den deutschen Kontext ist beispielsweise zu überprüfen, ob und, wenn ja, auf welche Art und Weise in bestimmten Zeiträumen die Entwicklung der Satzklammer, die Schwächung der Nebentonsilben, die stärkere Profilierung von Haupt- und Nebensatzstrukturen, die deutlichere Absetzung syntaktischer Mechanismen von Wortbildungsmechanismen, die verschiedenen Apo- und Synkopierungsprozesse, die man-

nigfaltigen Univerbierungen oder die Übernahme fremder Wörter von den Sprechern in reflektierter Motivation wahrgenommen und eingeschätzt werden. Mit einer solchen Untersuchungsperspektive geht die Beantwortung der Frage einher, inwiefern sich die Thematisierung derartiger Wandelprozesse in typischen Bewertungen verkörpert und bei konkurrierenden sprachlichen Einheiten möglicherweise systematisch bestimmte Varianten durch reflektierte Motivation gestützt werden. So wäre es mithin möglich, an konkreten Punkten zu untersuchen, unter welchen Bedingungen die Reflexion von Motivation sprachgeschichtliche Konsequenzen haben kann oder nicht. In Bezug auf unterschiedliche involvierte Faktoren könnte am Ende näher charakterisiert werden, inwiefern reflektierte Motivation bei den „natürlich“ ablaufenden Sprachwandelvorgängen einen katalysatorischen, einen retardierenden oder einen neutralen Effekt besitzen kann bzw. tatsächlich besessen hat.

3. Wie lassen sich Reichweite und Durchsetzungskraft bestimmter Reflexionsmuster in einer Sprachgemeinschaft, synchron und diachron, charakterisieren?

Reflektierte Motivation ist wie jeder sprachliche Prozess zunächst ein einmaliges, isoliertes Kommunikationsereignis. Sie wird zu einem sprachhistorisch relevanten Faktum, wenn sie von (vielen) anderen Personen übernommen und dadurch erst zu einem Ereignis bzw. Prozess von sprachgeschichtlicher Bedeutung wird. In diesem Sinn sind die gesellschaftlichen Verbreitungswege und Durchsetzungsmuster zu erforschen, wie reflektierte Motivation zu einem relevanten Faktum der Sprachwirklichkeit wird. Hier ist beispielsweise näher zu klären, wie bestimmte Motivationsüberlegungen zunächst von bestimmten Persönlichkeiten formuliert werden und dann ihren Weg beispielsweise in die Schulen oder die öffentliche Sprachdiskussion finden. Vor diesem Hintergrund könnten auch die Konjunkturen bestimmter Reflexionsmuster in Verbindung zu einschlägigen kultur- und sozialgeschichtlichen Wandelprozessen gesetzt werden. Dasselbe gilt für die Frage, in welchem sprachhistorischen Stadium bestimmte Reflexionsmuster immer wieder in ähnlicher Form auftauchen. So ist es sicher kein Wunder, dass bei der Entstehung von Standardsprachen nicht selten ähnliche sprachreflexive Tendenzen beobachtet werden können und die Reflexion von Motiviertheit folglich eine immer wiederkehrende Bedeutung haben könnte. Beispielsweise wird man davon ausgehen können, dass in autoritär-hierarchisch organisierten Gesellschaften die Motivation durch Gebrauch insofern besonders zum Tragen kommt, als damit der vorbildhafte Sprachusus wichtiger Persönlichkeiten

(zum Beispiel Luther, Goethe) oder zentraler politischer Institutionen (zum Beispiel traditionell die „Kanzleisprachen“) verbunden wird. In demokratisch-egalitären Gesellschaften ist der Rückgriff auf derartige Motivationskonzepte offensichtlich nicht mehr in derselben Art und Weise möglich.

4. In welcher Hinsicht können in sprachlichen Konkurrenzsituationen konkrete Formen reflektierter Motivation als erfolgreich bzw. erfolglos bestimmt werden?

Wie oben verschiedentlich hervorgehoben, ergibt sich reflektierte Motivation häufig in Situationen, in denen konkurrierende Sprachvarianten vorhanden sind. Sie resultiert dann meistens in der Bevorzugung einer der kursierenden Varianten. Angesichts einer solchen Ausgangslage ist zu fragen, ob und, wenn ja, inwiefern die Bewertung durch reflektierte Motivation einen positiven sprachhistorischen Effekt besitzt. Mit anderen Worten, führt die ausdrückliche und reflektierte Bevorzugung einer Variante tatsächlich dazu, dass sie sich auf längere Sicht gegen die andere Variante durchsetzt? Darüber hinaus könnten für einen solchen Erfolg auch bestimmte Randbedingungen nötig sein, damit er sich ergibt. Wie sehen diese Randbedingungen aus und wie lassen sich vor diesem Hintergrund die immer wieder erfolgten Versuche einschätzen, den Gang der Sprachentwicklung aktiv zu gestalten oder zumindest zu beeinflussen?

Wenn auch nur einige dieser Problemkomplexe reflektierter Motivation in angemessenen empirischen Projekten geklärt werden könnten, hätte man sicherlich mehr handfeste Anhaltspunkte für die Beantwortung der Frage, in welchem Ausmaß und auf welche Art und Weise Intentionen möglicherweise den Gang der Sprachentwicklung bestimmen (können).

Bibliographie

- Andresen, Karl Gustav 1923, *Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen*. Heilbronn: Henninger (11. Aufl.).
- Antos, Gerd 1996, *Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag*. Tübingen: Niemeyer.
- Bergmann, Rolf 1982, Zum Anteil der Grammatiker an der Normierung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: *Sprachwissenschaft* 7: 261-281.
- Brundin, Gudrun 2004, *Kleine deutsche Sprachgeschichte*. München: Fink.
- Cherubim, Dieter (Hg.) 1980, *Fehlerlinguistik. Beiträge zum Problem der sprachlichen Abweichung*. Tübingen: Niemeyer.

- Dillström, Sibylle 1999, *Motiviertheit in der Wortbildung entlehnter Einheiten. Eine deskriptive Studie von Personenbezeichnungen mit Fremdsuffixen im Deutschen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. Uppsala: Uppsala Univ. Library.
- Donhauser, Karin 1989, Das Deskriptionsproblem und seine präskriptive Lösung. Zur grammatikologischen Bedeutung der Vorreden in den Grammatiken des 16. bis 18. Jahrhunderts. In: *Sprachwissenschaft* 14, S. 29-57.
- Eichinger, Ludwig 2000, *Deutsche Wortbildung. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Engel, Eduard 1929, *Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig*. Leipzig: Hesse & Becker (4. Aufl.).
- Erben, Johannes 1989, Die Entstehung unserer Schriftsprache und der Anteil deutscher Grammatiker am Normierungsprozess. In: *Sprachwissenschaft* 14: 6-28.
- Fleischer, Wolfgang / Barz, Irmhild 1995, *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer (2. Aufl.).
- Friedrich, Udo 1995, *Naturgeschichte zwischen artes liberales und frühneuzeitlicher Wissenschaft. Conrad Gessners „Historia animalium“ und ihre volkssprachliche Rezeption*. Tübingen: Niemeyer.
- Fuchs, Leonhart 1543, *New Kreüterbuch*. Basel: Isingrin (Nachdruck: München 1964).
- Gelenius, Sigismund 1537, *Lexicum symphonicum quo quatuor linguarum Europae familiarum, Graecae scilicet, Latinae, Germanicae ac Slavionicae concordia consonantiaeque indicatur*. Basel.
- Gessner, Conrad 1556, *De piscibus et aqvatilibus omnibus libelli III novi*. Zürich: Gessnerus.
- Habermann, Mechthild 1997, Das sogenannte ‚Lutherische e‘. Zum Streit um einen armen Buchstaben. In: *Sprachwissenschaft* 22/4: 435-477.
- Harms, Wolfgang 1989, Bedeutung als Teil der Sache in zoologischen Standardwerken der frühen Neuzeit (Konrad Gesner, Ulisse Aldrovandi). In: Bockmann, H. u.a. (Hg.): *Lebenslehren und Weltentwürfe im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht: 310-327.
- Hock, Hans Henrich / Joseph, Brian D. 1996, *Language History, Language Change, and Language Relationship. An Introduction to Historical and Comparative Linguistics*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.
- Hundt, Markus 2000, *„Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert: Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz*. Berlin: de Gruyter.
- Jakob, Karlheinz 1999, Die Sprachnormierungen Johann Christoph Gottscheds und ihre Durchsetzung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: *Sprachwissenschaft* 24/1: 1-46.
- Janich, Nina 2004, *Die bewusste Entscheidung. Eine handlungsorientierte Theorie der Sprachkultur*. Tübingen: Narr.

- Jellinek, Max Hermann 1913/1916, *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung*. Heidelberg: Winter.
- Josten, Dirk 1976, *Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Prioritäten, Sprachautoritäten, sprachimmanente Argumentation*. Bern u.a.: Lang.
- Kabatek, Johannes 1996, *Die Sprecher als Linguisten. Interferenz- und Sprachwandelphänomene dargestellt am Galicischen der Gegenwart*. Tübingen: Niemeyer.
- Keller, Rudi 1994, *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen: Francke (2. Auflage).
- Klein, Wolf Peter 2003a, Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand. Zur Einführung in ein vergessenes Thema der Sprachwissenschaft. In: *Linguistik online* 16 (2003/4) (= http://www.linguistik-online.org/16_03/klein.html).
- Klein, Wolf Peter 2003b, In dubio contra reum? Zur Geschichte der Reflexion über sprachliche Zweifelsfälle. In: *tribüne. Zeitschrift für Sprache und Schreibung* H. 2: 4-14.
- Klein, Wolf Peter 2004a, Gab es eine Fachsprachenforschung im 17. Jahrhundert? Versuch einer Antwort mit besonderer Berücksichtigung von Johann Heinrich Alsted. In: *Historiographia Linguistica* XXXI: 2/3: 297-327.
- Klein, Wolf Peter 2004b, Deskriptive statt präskriptiver Sprachwissenschaft!? Über ein sprachtheoretisches Bekenntnis und seine analytische Präzisierung. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 32.3: 376-405.
- Klein, Wolf Peter 2006, *Vergebens oder vergeblich? Ein Analysemodell zur Untersuchung sprachlicher Zweifelsfälle*. In: Breindl, E./Gunkel, L./Strecker, B. (Hg.): *Grammatische Untersuchungen. Analysen und Reflexionen*. Tübingen: Narr: 581-599.
- Konrad von Megenberg, *Das Buch der Natur. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache*, (Hg.) Franz Pfeiffer. Stuttgart: Aue 1861 (Nachdruck 1994).
- Lehmann, Christian (in diesem Band), *Motivation in language. Attempt at a systematization*.
- Lehmann, Christian 2005, Pleonasm and hypercharacterisation. In: Booi, Geert & Marle, Jaap van (eds.), *Yearbook of morphology 2005*. Dordrecht: Springer: 119-154.
- Lühr, Rosemarie 1992, Gleichartigkeit, Vollständigkeit, Vermeidung von Redundanz. Prinzipien von Sprachbewertungen im 19. Jahrhundert. In: *Muttersprache* 102: 341-358.
- Konopka, Marek 1996, *Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Marzell, Heinrich 1943ff, *Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen*. Stuttgart: Hirzel.

- Matthias, Theodor 1930, *Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs*. Leipzig: Brandstetter (6. Aufl.).
- Nübling, Damaris u.a. 2006, *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. Tübingen: Narr.
- Olschansky, Heike 1996, *Volksetymologie*. Tübingen: Niemeyer.
- Polenz, Peter v. 1994ff, *Deutsche Sprachgeschichte* (3 Bde.) Berlin/New York: de Gruyter.
- Poppe, Erich 1982, C. F. Aichingers ‚Versuch einer teutschen Sprachlehre‘. Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Grammatikschreibung im 18. Jahrhundert. Hildesheim u.a.
- Sanders, Daniel 1908, *Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache*. Berlin: Langenscheidt (43./44. Aufl.).
- Schmidt, Wilhelm 2004, *Geschichte der deutschen Sprache*. Stuttgart: Hirzel (9. Aufl.).
- Sick, Bastian 2004, *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Sick, Bastian 2005, *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2. Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Siebenborn, Elmar 1976, *Die Lehre von der Sprachrichtigkeit und ihren Kriterien. Studien zur antiken normativen Grammatik*. Amsterdam: Grüner.
- Trask, R.L. 1996, *Historical linguistics*. London: Arnold.
- Unterbeck, Barbara 1994, *Bilanz und Ausblick: Synopse der Abschlusspublikation des Projekts „Prinzipien des Sprachwandels“*. Bochum: Universitätsverlag Dr. Brockmeyer [= *Sprachdynamik: auf dem Weg zu einer Typologie sprachlichen Wandels*. (Hg.) B. Jessing, Bd. 6].
- Weinrich, Harald 1993, *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim u.a.: Duadenverlag.
- Wells, Christopher J. 1990, *Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945*. Tübingen: Niemeyer.
- Wustmann, Gustav 1903, *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Häßlichen*. Leipzig: Grunow (3. Aufl.).